

Scheich Justiz

Autor(en): **Barton, James L.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **28 (1938)**

Heft 22

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-641400>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

recht seine ganze Kraft in Anspruch nehmen — sie sei oft ganze Tage allein, dann musiziere sie viel und lese und freue sich auch gelegentlich an liebem Besuch . . .

Die beiden waren durch ein paar prächtig ausgestattete Räume geschritten und hatten im Salon Platz genommen. Hier fügte sich ein schwarzer Flügel wunderbar in die vornehm dunkle Tönung der Wände und Möbel, durch ein kostbar glasbemaletes Fenster leuchteten Sonnenstrahlen und umspielten die große künstlerische Brustbildaufnahme einer mädchenhaften Schönheit, offenbar Berta selbst, zwischen Blumenvasen auf dem Flügel.

Richard hatte bisher Berta kaum anzuschauen gewagt, aber an ihrem Wesen doch schon seine ganze Freude gehabt: das war der gleiche unbefangene Liebreiz wie einst — der zehn zurückliegende Jahre wie ausgelöscht erscheinen ließ, ein Liebreiz, der nun gleichsam noch veredelt war durch die abgeklärte Ruhe der Erfahrung und die im Gegensatz zum Reichtum der Umgebung so anziehend wirkende, züchtige Bescheidenheit, mit der er gewisse kleine Grenzpfähle aufzustecken wußte . . . „Man ändert sich nicht so leicht“, hatte sie beiläufig gesagt, „ich glaube, Herr Trapp, wir beide sind im Wesen die gleichen geblieben! Und da weiß ich, Sie werden mich nicht nur nach meinen äußeren Verhältnissen beurteilen: gewiß, ich habe einen der besten Menschen zum Gatten, einen ganzen Mann! Und doch — im Entsagenkönnen liegt auch für mich das Glück!“ Da hatten sich erstmals wieder ihre beiden Augenpaare gefunden wie zwei gute alte Bekannte — aber das war buchstäblich nur ein Augenblick. Dann stand Richard auf, um sich das Bild auf dem Flügel in der Nähe anzusehen . . .

„Ein wundervolles Bild — —.“

„Gefällt es Ihnen? Es hat nur keinen schönen Platz dort, es ist . . . verzeihen Sie, jetzt höre ich meinen Mann!“ Damit sprang Berta auf, öffnete die Tür und rief: „Hermann, bist du's endlich! Richard Trapp ist da, von dem wir neulich erst sprachen; er muß gleich wieder zur Bahn!“

Die hohe würdige Gestalt des Direktors erschien in der Tür! Die Eheleute küßten sich, dann begrüßte Hermann Berger Richard mit strahlender Wärme: „Aber das ist schön von Ihnen, Herr Trapp, sich meiner Frau etwas anzunehmen. Sie sind beruflich hier? Aber nehmen Sie doch noch einen Augenblick Platz! Emma“, rief er zur Tür hinaus, „der Chauffeur soll warten, er kann Herrn Trapp gleich nach dem Bahnhof fahren!“

Mit der vollendeten Höflichkeit eines weltgewandten Industriemagnaten führte nun Hermann Berger die Unterhaltung, und in so herzlicher Weise, als habe er einen langjährigen Freund vor sich; es interessierte ihn sichtlich, daß Richards Firma sich mit den neuen Stahlbauten befaße, er wollte wissen, wie diese sich bewährt hätten, konnte seinerseits das und jenes fachmännisch zutreffend einwenden. — Berta kam vorerst kaum mehr zu Wort . . .

Richard selbst fühlte sich von diesem zweifellos bedeutenden Manne geradezu gefesselt, es freute ihn, ihm Rede und Antwort zu stehen und Berta damit die Hochschätzung merken zu lassen, die er vom ersten Eindruck an für ihren Gatten empfand. Auf einmal aber sah er erschreckt auf die Uhr und erhob sich . . . „Entschuldigen Sie, mein Zug geht in sieben Minuten!“ —

Den Blick wie zum Abschied noch einmal durch den Raum schweifend lassend, bemerkte er erst jetzt, daß jenes herrliche Bild nicht mehr auf dem Flügel stand, sondern das zierliche Mahagoni-Tischchen schmückte, an das er sich soeben im Sitzen leicht mit der Schulter gelehnt . . . blitzartig fiel ihm ein, daß Berta selbst es gewesen war, die ihn nach der Begrüßung mit Hermann genötigt, gerade hier Platz zu nehmen . . . wie lieb, wie zart, wie rührend war das wieder von ihr gewesen!

Wie benommen, kaum verständliche Dankesworte stammelnd, drückte Richard ihre Hand. „Wir haben Ihnen zu danken! Und auf Wiedersehen, Herr Trapp!“ erwiderte Berta Berger mit frohem Eifer. Hermann begleitete ihn bis zum Auto, gab dem Fahrer kurze Weisung und winkte Richard noch fröhlich nach.

Von da ab, auf der Bahnfahrt bis zur Heimkehr, blieb Richard ganz im Banne der schönen, im Hause Berger verbrachten Stunde und insbesondere der kleinen Episode, die sich für ihn im Bertas Bildnis rankte. Ja, diese letztere beschäftigte ihn noch die kommenden Tage immer wieder in Gedanken. Er befand sich wie zwischen zwei Kräften, die ihn in entgegengesetzte Richtung zogen und schier zu zerreißen drohten — einem überströmenden Glücksgefühl, das ihn unwiderstehlich zu Berta hinstieg, ihr Bild vor sein Auge zaubernd — und einem sehr nüchternen Pflichtgefühl, das unerbittlich befahl: gerade deshalb mußt du in Zukunft jenes Haus meiden!

Nach vierzehn Tagen wurde Richard von seinem Chef unvermittelt aufs Bureau der Firma gebeten und ihm dort, unter schmeichelhaft anerkennenden Worten für seine tätige Förderung des Geschäfts, ein Schreiben der Maschinenfabrik in X., unterzeichnet „Berger“, vorgelegt, in dem diese mit Bezug auf den letzten Besuch des Herrn Ingenieur Trapp um Einreichung von Plänen und Kostenvoranschlag für eine als Stahlbau zu errichtende neue Werkhalle ersuchte!

Richard Trapp hat noch oft nach X. fahren müssen und ist dabei auch noch manches Mal in der Villa Berger eingekehrt! Aber es blieb immer so — „zwischen zwei Zügen . . .“ bis er, es war am folgenden Weihnachtstefte, sich dort mit Bertas um fünf Jahre jüngerer Schwester Gretl verlobte, Bertas Doppelgängerin und Lieblingschwester, die er kurz zuvor im Hause kennengelernt, und deren Bild ja immer schon den Salon bei Bergers geziert hatte!

Glockenblumen

Von Gertrud Lent.

Die blauen Glocken im Wiesenras
nicken, wiegen und läuten.
Klingt doch kein Ton? Sag' mir doch, was
soll ihr Neigen und Wogen bedeuten?

Ja, Kind, die Vögel und Blumen im Wald
haben fein'eres als Menschengehör,
die Biene, Käfer und Schmetterling erst
hören noch weit mehr.

Verstehen, was Glockenblume und Gras
so lieblich wispern und läuten,
drum singen und nicken sie alle dazu,
als ob sie von Herzen sich freuten.

Die blauen Glocken, Kelche und Schell'
sie alle klingen: Ihr Bienechen, schnell,
ihr Grillen und Mücken, du brauner Gesell
und Käfer im schillernden Röklein,

herzu in Eil, herbei zur Stell'
geflogen, gelaufen, zubauf!
Wir spielen zum Sommerfest euch auf!
So klingen und läuten die Glöcklein.

* * *

Scheich Justiz

Von James L. Barton, D. D.

Aus dem Amerikanischen von Arnold Hagenbach.

Mit dem arabischen Scheich Mahmud Ibn Musa, Besitzer einer Karawane von 90 Kamelen, verließ ich eines Morgens Antab in Syrien um über die mesopotamische Wildnis nach Bagdad zu gelangen.

Der bärtige Scheich ritt einen breiten weißen Esel, den er mit großem Respekt und Nachsicht behandelte. Mit ihm teilte

er nachts das gleiche Zelt und auch tagsüber waren sie selten getrennt. Die 19 Männer der Karawane waren ignorante Söhne der Wildnis. Die Befehle ihres Häuptlings waren ihre alleinigen Befehle, wie sie fast etwas stumpfsinnig von seiner Hand Belohnungen und auch Strafen entgegennahmen.

Ich hatte 80 Goldliras in einer Lederhandtasche, die ich nachts in meinem Zelt aufbewahrte. Jeden Morgen steckte ich meine Hand in die Tasche, um mich davon zu überzeugen, daß ihr Inhalt noch vorhanden sei. Am neunten Morgen war ich jedoch sehr überrascht, daß die Ledertasche verschwunden war.

Sofort suchte ich Ibn Musa auf. „Mahmud Ibn Musa“, sagte ich, „für acht Tage war ich Ihr Gast, und bin Ihnen aufrichtig dankbar für Ihre prinzipielle Gastfreundschaft.“

Ibn Musa legte seine Hand auf die Brust, verbeugte sich tief und sagte: „Gastfreundschaft zu gewähren ist das höchste Vergnügen des Arabers.“

Ich fuhr fort: „Es tut mir leid sagen zu müssen, daß ein Schatten über die Sonne meiner Freude kam, über den ich als Gast Sie unterrichten muß.“

Ich teilte ihm meinen Verlust mit. Er richtete verschiedene Fragen an mich, setzte sich dann ruhig, sich den Bart bedächtig streichelnd. Endlich sagte er: „Heute verbleiben wir im Camp. Einige Sättel müssen repariert werden, zwei oder drei der Esel haben ihre Hufeisen verloren. Vor Sonnenuntergang werden Sie Ihr Gold wieder haben. Inschallah! Gehe in Frieden!“

Etwa eine Stunde später sah ich den Karawanenführer langsam vom Camp weglaufen. Es wurde Mittag bis er zurückkehrte. Befehl gebend, daß er nicht gestört werden wolle, schloß er den Zeltverschlag. Ich wurde über mein Geld beunruhigt. Der einzige Mann, der es mir wieder verschaffen konnte, schlief.

Drei Stunden später kam er heraus und befahl das Mittagessen. Nun war ich so weit, daß ich sogar dem Häuptling selber mißtraute.

Als aber das Mahl vorüber war, kam der alte Häuptling in seinen prunkvollsten Kleidern langsam vom Zelt, stieg auf den Warenhaufen, der in der Mitte des Camps lag. Er setzte sich zuoberst und winkte mir zu, mich neben ihm niederzulassen. Dann sagte er mit fester Stimme: „Versammelt alle Männer!“ Als sich diese um seinen Thron versammelt hatten, betrachtete sie der Scheich genau und musterte jedes einzelne der etwas stumpfsinnigen Gesichter, deren Augen an ihm hingen. Diese Voruntersuchung dauerte mindestens fünf Minuten, bis ich das Empfinden hatte, daß ich diese schreckliche Ruhe unterbrechen müsse. Ich konnte sehen, wie die Männer darunter litten; keine Muskel bewegte sich, kein Auge wanderte von dem Gesicht des Karawanenführers weg. Nach dieser wortlosen Voruntersuchung begann der Scheich gemessen zu sprechen.

„Heute wurde mein Name vor diesem Hauadji (Reisenden) und vor Allah beschmüht. Diebstahl ist ein fürchterliches Verbrechen, das von Gott und den Menschen gehaßt wird, wenn aber einer seinen Gast bestiehlt, dann ist er siebenmal verflucht. Dieser Hauadji vertraute sich meiner an. In meinem Heim ist er bestohlen worden. Da kein anderer Mensch in unser Camp kam, steht der Dieb vor mir. So unverfroren wie Satan sitzt er hier und glaubt sein Verbrechen verstecken zu können.“ Hier brach der Scheich in Verwünschungen aus. Er erklärte, daß für diesen Verbrecher keine Strafe hart genug sein könnte; daß Gott selber sein Gesicht verdeckte, wenn er auf diese Karawane heruntersah, unter der sich solch ein verlassener Sünder befinde. Er veranschaulichte, wie Allah sich an ihn wende um den Schuldigen zu strafen und das Gold wieder herbeizuschaffen. Seine Stimme hob sich, als er fortfuhr, dann beruhigte er sich plötzlich wieder, um ruhig zu erklären: „Mein weißer Esel kann unsere Sprache nicht gebrauchen, da sein Hals der Hals eines Esels ist, aber sein Glaube ist der Glaube von Gott. Er wird sich seiner eigenen Sprache bedienen, um den Schuldigen zu entlarven. Ich befehle euch, daß einer nach dem andern in mein Zelt gehe. Schließt das Zelt, damit euch außer dem Esel und Allah niemand zu sehen vermag. Dann zieht am Schwanz des Esels. Wenn ihn eine unschuldige Hand berührt, wird er ruhig sein, aber wenn

ihn die Hand des Diebes berührt, wird er sofort jaen. Das wird sein Bericht an uns sein, dann werden wir den Schuldigen fassen und ihn erbarmungslos umbringen.“

Zuerst mußte der Mann am einen Ende gehen; er erhob sich ruhig, betrat das Zelt, schloß den Uberschlag, blieb einige Sekunden drinnen, kam dann wieder an seinen Platz zurück. Der Scheich machte dem zweiten Mann ein Zeichen, dann dem dritten. Es war schwierig zu sagen, wer mehr unter dieser Prozedur litt: ob die Männer oder ich. Ich lauschte dem zu erwartenden jaen des Esels, und schauerte bereits vor der angekündigten Rache, von der ich Zeuge werden sollte. Zwölf Männer waren bereits im Zelt und trotzdem hörte man noch nichts von dem Esel. Dreizehn, vierzehn, fünfzehn, sechzehn; nur noch drei hatten zu gehen; immer noch kein Zeichen vom Esel. Meine Aufregung wurde immer größer. Siebzehn, achtzehn, nun war der letzte Mann auf dem Wege zum Zelt. Nun mußte der Höhepunkt dieser Untersuchung erreicht werden, — oder das Spiel war vorbei. Der neunzehnte Mann ging ins Zelt und kam wieder heraus, ohne daß der Esel etwas von sich hören ließ. Wir hatten unsere Sache einem Esel anvertraut und der schien uns im Stiche gelassen zu haben.

Aber Mahmud Ibn Musa sagte ruhig zu mir: „Bleibe still, es ist alles in Ordnung!“

Die Männer saßen wiederum vor dem Karawanenführer, wie vorher. „Steht auf!“ befahl der Scheich. Als alle aufgestanden waren, sagte er: „Haltet eure Hände nach vorne, den Handrücken nach unten!“ Jeder Mann streckte seine Hände aus. Ibn Musa stieg von seinem Thron hinunter, ging dann zu demjenigen Mann, der zuerst ins Zelt ging, beugte sich über seine ausgestreckten Hände in die er sein Gesicht legte. Dies tat er für etwa fünf Sekunden, dann wiederholte er es beim nächsten Mann. Ich war sprachlos. Er kam zum zwölften Mann, beugte sich wiederum und legte sein Gesicht in die ausgestreckten Hände. Plötzlich sprang er zurück, zog sein Schwert und sagte: „Du dreifiger Dieb, hole sofort das Gold oder ich zerstücke dich!“

Der Mann warf sich auf den Boden, drückte sein Gesicht nach unten und bat um Verzeihung. Er sprang auf, ging außerhalb der in einem Kreise angebundenen Kamele, entfernte dort einen Stein und lockere Erde, dann kam er mit meiner Lederhandtasche zurück.

„Gib sie dem Hauadji!“ befahl der Scheich.

Der Dieb übergab mir die Tasche, ich überzeugte mich rasch davon, daß das Geld noch vorhanden war. Zwei Männer erhielten Befehl, den Dieb zu verprügeln. Als er einige nicht sehr kräftige Streiche erhalten hatte, bat ich den Scheich um Erbarmen, worauf der Mann wieder freigelassen wurde. Der Scheich ging zu seinem Zelt und die Sache war damit erledigt.

Zufrieden, daß ich mein Geld wieder hatte, wunderte es mich trotzdem, wie der Dieb herausgefunden wurde. Ich vermochte mir nicht zu überlegen, was mit dem Vorgefallenen übereingestimmt hätte.

Als wir am nächsten Tag weiter ritten, bat ich den Scheich um eine Erklärung. Er schaute mich komisch an, dann sagte er: Sie müssen es aber meinen Leuten nicht sagen! Ich hatte den Schwanz des Esels mit einer Pfefferminzlösung eingerieben, und ihn dann getrocknet. Es hatten alle Männer am Schwanz gezogen, mit Ausnahme des Diebes. Nur seine Hände hatten keinen Pfefferminzgeruch!“

„Mashallah! Gott ist groß!“ antwortete ich.

Spruch

Wie öde ein Garten,
wo keine Nachtigall schlägt;
Wie traurig ein Leben,
das keine Liebe bewegt.